

FREEDOM!

Von Fuchsdame

Achtzehn

„Miss Harsen!“, ertönte eine durchdringende Stimme im Flur, „ihr Daddy erwartet Sie im Salon, Miss!“

Es war ein wunderschöner Julimorgen, der Morgen des einundzwanzigsten Julis im Jahr 1854, um genau zu sein, und der Morgen meines achtzehnten Geburtstages. Ein leises, kaum wahrnehmbares Seufzen rang sich einen Weg über meine Lippen als die, schon ein wenig in die Jahre gekommene, schwarze Frauengestalt meine Zimmertür öffnete, ihren Kopf hereinstreckte und mich aus zartbitterschokoladefarbenen Augen erwartungsvoll ansah.

„Ihr Daddy wartet auf sie im Salon, Miss“, wiederholte sie ihre Worte von vorhin wahrscheinlich in der Vermutung, ich hätte sie nicht gehört. Inzwischen war die ansatzweise korpulente Dunkelhäutige gänzlich in den Raum eingetreten und beobachtete mich mit akribischer Genauigkeit dabei, wie ich von meinem Stuhl aufstand, mein Kleid zurecht strich und an ihr vorbei aus dem Zimmer schritt. Wir gingen den langen Gang entlang zur Haupttreppe des Gebäudes, die Schwarze immer einige Schritte hinter mir, um mir gebührend Respekt zu zollen.

Mein Vater war der Besitzer der größten Tabakplantage am ganzen Mississippi. Bereits sein Vater und dessen Vater vor ihm hatten dieses Fleckchen Land besessen – mein Urgroßvater hatte es liebevoll *Harsenland* getauft – und beim Tabakanbau ihr bestes gegeben, doch keiner von ihnen hatte die Plantage so aufblühen lassen wie mein Vater. Nicht zuletzt war das der Verdienst unzähliger schwarzer Hände, die unter dem Regiment des launischen Mr. George Harsen Jr. mal bessere, mal weniger gute Zeiten erlebt hatten oder noch immer erlebten. Meiner Familie fehlte es an nichts, weder an Geld, noch an Einfluss oder an Sonnenschein, denn die Kleinstadt Natchez war ein idyllisches Fleckchen, das reichen Wohltätern – oder denen, die die Einwohner dafür hielten – huldigte wie den Göttern im antiken Rom gehuldigt worden war. Mein Vater war einer dieser Wohltäter gewesen, ein tatsächlicher. Er hatte die Stadt seit jeher sowohl finanziell, als auch mit seinem hellen Köpfchen unterstützt und viel für ihre Bewohner und deren Zusammenhalt getan, weshalb ihn einige in dieser Stadt am Mississippi wie einen Volkshelden feierten und selbst die größten Widersacher nicht umhin kamen, ihn in gewisser Weise für das was er war zu bewundern.

Wir erreichten den Salon, einen großen geschmackvoll eingerichteten Raum im Herzen des Anwesens, in dem mein Vater bereits auf mich wartete. Er saß in dem schwarzen Ohrensessel visavis des offenen Kamins, in welchem auch an lauen Sommerabenden häufig ein Feuer brannte, ein Buch auf dem Schoß und seine Pfeife,

die aus dem feinstem Edelholz Madagaskars gefertigt war, im linken Mundwinkel. Als er hörte, dass Schritte auf ihn zukamen, hob er zuerst den Kopf und klappte, nachdem er gesehen hatte, dass ich diejenige war, die auf ihn zukam, das Buch zu, um sich im darauf folgenden Augenblick aus dem Ledersitz zu erheben, seine Pfeife mit der linken Hand aus seinem Mund zu nehmen, langsam den Rauch auszustoßen und mich anzulächeln. „Mein Mädchen“, fing er an und schloss die letzten Schritte zu mir auf, „alles erdenklich gute zu deinem achtzehnten Geburtstag.“ Während er fortfuhr zog er mich mit sanfter Gewalt in seine Arme und ich erwiderte die Umarmung bis er von mir abließ und mit dem Mundstück der Pfeife aus einem der hohen Fenster deutete. Mein Blick folgte seiner Geste und durch das Fenster hindurch konnte ich sehen, dass sich im Garten bereits zahlreiche Leute eingefunden hatten, die allem Anschein nach gewillt waren, mit mir zu feiern. Tatsächlich warteten allerdings nur wenige bekannte Gesichter auf mich und diejenigen von ihnen, die keine Geschäftspartner meines Vaters waren ließen sich mit Leichtigkeit an einer Hand abzählen. Für einen klitzekleinen Augenblick sauste ein Ausdruck der Enttäuschung über meine Züge, doch als ich meinen Bruder – ich hatte ihn seit beinahe zwei Jahren nicht mehr gesehen – im Schatten einer Magnolie erspähte, war jede Spur von der anfänglichen Frustration über die Gäste verflogen und ich nahm freudig den Arm meines Vaters, um mich von ihm nach draußen über die Terrasse in den Garten, und somit zu *meinen* Gästen, leiten zu lassen.

Als mein alter Herr und ich die Terrassentür passierten und in das strahlend weiße Sonnenlicht, das mich im ersten Moment dazu zwang, die Augen zusammen zu kneifen und einige Male dagegen anzublinzeln, brachten sich die sechsundsiebzig Personen in unserem Garten in Position – von denen, wie bereits erwähnt, lediglich vier einzig und allein meinetwegen hier waren – erhoben ihre Gläser und stimmten ein Geburtstagslied an oder besser gesagt *das* Geburtstagslied, denn meines Erachtens gab es in den Vereinigten Staaten niemanden, der an seinem großen Tag nicht mit *Happy Birthday* beglückt worden wäre. Sobald der eher mittelprächtige Chor verstummte, wurde dem Geburtstagskind – also meiner Wenigkeit – applaudiert, sodass ein Gemisch aus Freude und Scham mir das Blut in die Wangen trieb und erst wieder nachließ, nachdem alle auf mich getrunken hatten. Ich stieß mit den Leuten in meiner Nähe an und wunderte mich für einen Sekundenbruchteil darüber, wie das langstielige Kristallglas mit dem goldig schimmernden Inhalt zwischen meine vor Nervosität leicht zitternden Finger geraten war; mehr Zeit blieb mir nicht um darüber nachzudenken, denn mein Bruder hatte mich von hinten in seine Arme geschlossen und mir ein süßliches „Happy Birthday, Darling“ ins Ohr gehaucht, um meine Wange anschließend mit einem Kuss zu versehen. Die Freude darüber, ihn nach so langer Zeit wieder leibhaftig vor mir zu haben, trieb meinen Puls in die Höhe und drehte mich abrupt um hundertachtzig Grad, wobei sich ungeschickterweise beinahe der ganze Inhalt meines Glases über uns ergoss – was mich in diesem Augenblick aber nicht weiter störte. Ich schlang meine Arme fest um seinen Hals, offenbar ein wenig zu fest, denn er drückte mich leicht von sich, bis ich den Druck auf seinen Nacken schließlich verringerte und ihn mit offenem Mund und rasendem Herz einfach nur anblickte. Für ein paar Wimpernschläge schien die Zeit einfach nur still zu stehen und ich genoss das wohlige, warme Gefühl, das meinen Körper durchströmte und das wahrscheinlich jeder hatte, wenn er nach einer subjektiv wahrgenommenen Ewigkeit den Menschen wieder bei sich hatte, für den er die bessere Hälfte sein konnte.

Mein Bruder und ich gehörten nicht zu den Geschwisterpaaren, die sich ständig wegen irgendwelcher belangloser Kleinigkeiten in der Wolle hatten. Wir waren viel mehr wie

die filigranen Zahnräder einer Schweizer Uhr, die trotz ihrer Unterschiedlichkeit perfekt zusammen passten und nur gemeinsam dazu in der Lage waren, etwas derart formvollendetes zum Leben zu erwecken. Doch anders als eine Uhr, die nie und nimmer funktionierte, wenn ein Zahnrad fehlte, war das *System*, das uns verband, weniger fragil. Die letzten zwei Jahre hatten fürchterlich geschmerzt, aber das *System*, die Geschwisterliebe, hatte darunter nicht gelitten, denn in diesem Augenblick kam es mir vor, als wären wir nie getrennt gewesen.

„Hier“, rissen mich seine Worte schließlich aus den Gedanken, wobei er mir ein frisches Glas unter die Nase hielt. Ich nickte, nahm es ihm ab und stellte das leere auf dem Tablett ab, das eine der jüngeren Bediensteten – wahrscheinlich war sie noch nicht einmal achtzehn Jahre alt – an mir vorüber trug. Einen Moment lang blickte ich ihr hinterher, bis sie mit ihrem Tablett im Seiteneingang der Küche verschwand. Ich kannte den Namen der jungen Frau nicht, aber sie musste eine der neueren Errungenschaften meines Vaters sein. Ihre Haut war nicht so dunkel, wie die der Anderen und ich glaubte mich daran zu erinnern, dass sie ein Geschenk eines befreundeten Kaufmanns gewesen war, der sie von einer Nordafrikareise mitgebracht hatte.

Ohne es überhaupt bemerkt zu haben, starrte ich noch immer in die Richtung, in die der Schatten des Mädchens schon vor einiger Zeit verschwunden war. Offenbar sah ich dabei aus wie eine Idiotin, denn mein Bruder schien sich köstlich darüber zu amüsieren. „Was ist? Hast du einen Geist gesehen?“, fragte er mit einem belustigten Unterton in der Stimme. Es schien sich tatsächlich nichts zwischen uns verändert zu haben, denn er hatte es schon immer geliebt, mich in irgendeiner Form zu necken, also unterdrückte ich ein genervtes Seufzen, verdrehte verächtlich die Augen, als ich mich wieder zu ihm umwandte und stieß mein Glas gegen seines, um es schließlich an meine Lippen zu führen und einen ausgiebigen Schluck zu trinken, ohne auch nur im geringsten auf seine Frage zu reagieren. Er lachte, sodass ich, noch immer mit Trinken beschäftigt, über den Rand des Glases zu ihm aufblickte und fragend eine Braue hob. Er reagierte nicht darauf und so beschloss ich, ihn mit seinem Humor alleine zu lassen. Während ich mich einige Schritte von ihm entfernte, wanderte mein Blick durch unseren Garten, in der Hoffnung, meine Augen würden auf einen der verbleibenden drei Gäste stoßen, die auch tatsächlich meine Gäste waren. „Emma!“, hörte ich eine hohe, übertreiben freundliche Stimme. Als ich mich umdrehte blickte ich in das vom Schweiß glänzige Gesicht meiner Tante. Wie so oft hatte sie ihren feuerroten Lieblingslippenstift viel zu dick aufgetragen – der Rand ihres Glases schwamm in einem einzigen roten Abdruck – genau wie ihre Freundlichkeit. Ohne Vorwarnung zerrte sie mich in ihre fleischigen Arme, gratulierte mir mit aller Überschwänglichkeit auf Erden zu meinem Geburtstag und – gerade als sie einen ähnlichen Abdruck, wie der am Rand ihres Glases, auf meiner Wange hinterlassen wollte, eilte ein charmanter junger Mann zur Hilfe. Thomas Hadley war groß, muskulös gebaut, dunkelhaarig und einer *meiner* Gäste. Er war der Sohn eines Kaufmanns, der sich auf das Geschäft mit afrikanischem Fleisch verstand. Thomas selbst studierte Medizin und erforschte neben seinem Studium die signifikanten Unterschiede zwischen den Rassen. Schenkte man den Worten meines Vaters Glauben, so war er wohl die perfekte Partie für seine einzige Tochter. Für mich war er der perfekte Retter in der Not, immerhin hatte meine Tante von mir abgelassen und auf den feuchten Geburtstagsschmatzer verzichtet. Nach einem „Liebes, wir sehen uns später“ machte sie sich schließlich daran, ein anderes Opfer zu suchen, das sie mit ihrer polemischen Freundlichkeit überhäufen konnte.

